

G

Antonie L. - Der Moschusochter (1908)

HARVARD UNIVERSITY.



LIBRARY

OF THE

MUSEUM OF COMPARATIVE ZOOLOGY.

GIFT OF

ALEXANDER AGASSIZ.

15491.

November 30, 1901.

NOV 30 1901

T Separatdruck aus Nr. 11 (1901) der „Mittheilungen“ des Niederösterreich. Jagdschub-Vereines.



Vortrag vom 9./VI. 1900

Der Moschusochse (*Ovibos moschatus* Zimm.).

Von Dr. med. A. Girtanner.

„An arctic rover“ — also einen Herumstreicher im Polarkreis, sozusagen den arktischen Stromer unserer Tage — nennt Webster den Moschusochsen, diesen ebenso seltsamen wie hervorragenden Repräsentanten der nordamerikanischen Thierwelt. Der amerikanische Zoologe sagt dann eingangs eines sehr beachtenswerthen Artikels über den Moschusochsen weiter: „Die Naturalisten halten dieses Thier für einen der seltensten Säuger des nordamerikanischen Nordens. Innerhalb des Polarkreises lebt und gedeiht er in einem Klima, das einen fast beständigen Winter bedingt. In dieser eisigen Region, die auf manche ihrer Erforscher, welche sich die Lösung der über ihr schwebenden Räthsel und das Eindringen in die Geheimnisse dieser schauerlich öden Fels- und Eiswelt zum Ziele gesetzt hatten, so fascinierend einwirkte, aber auch so verhängnißvoll für sie wurde und in der, wie man denken sollte, kein Säugethier leben kann, streift der abgehärtete Moschusochse Jahr aus und ein wohlbehalten umher. Die Fähigkeit, den Schrecken und der Strenge eines solchen Klimas zu widerstehen, bildet deshalb einen Hauptzug in seiner interessanten Naturgeschichte.“

Von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet, kann der Moschusochse auch als ein Glied in der Kette jener hochinteressanten, aber in sozusagen zeitgemäßem Erlöschen begriffenen Thiergeschlechter aufgefaßt werden, die außer einer sehr alten eine sehr neue Geschichte haben, d. h. welche, aus ihren fossilen Reiten zu schließen, einer alten Erdperiode angehören, in der einen oder andern auf unsere Tage übergegangenen Art doch erst in neuerer Zeit genauer bekannt und wissenschaftlich erforschbar geworden sind.

Im Diluvium der Staaten Arkansas, Missouri, Kentucky, Mississippi und Oregon wurden nämlich außer den fossilen Reiten des jetzt noch lebenden *Ovibos moschatus* Zimm., auch diejenigen des längst wieder verschwundenen *Ovibos cavifrons* Leidy (*O. bombifrons* Harl., *O. priscus* Rütim.) ausgegraben und aus beiden Arten die Gattung *Ovibos* Blainville (*Bootherium* Leidy), also eine ursprünglich der Diluvialzeit angehörende Thiergruppe erstellt. Zittel gibt in seiner Paläozoologie für dieselbe als Schädelmerkmale an: „Hörner über den Orbiten entspringend, hinter den Augen nach

unten und mit den Spitzen wieder nach oben und außen gerichtet. Die zwei Hornzapfen an der Basis stark angeschwollen, in der Mitte nur durch eine Rinne getrennt, abgeplattet, aus schwammiger Knochensubstanz bestehend, mit einfacher Höhlung im Innern. Hörner beim Bullen viel härter als bei der Kuh. Scheitelbeine horizontal. Thränenrinnen tief. Der ganze Bau des Schädels, sowie das Gebiß stehen dem Schaf näher als dem Rind.“ Zittel und Trouessart betrachten die *Ovibovinae* Schafochsen noch als Zwischen- oder Uebergangsform zwischen Schaf und Rind. Je intensiver jedoch die Paläozoologie und das vergleichend anatomische Studium der jetzt lebenden Fauna, unterstützt durch weitere Funde der Reste älteren Erdperioden angehörender Thiergeschlechter, einander in die Hand werden arbeiten können, umso mehr dürften solche Zwischenformen aus dem System verschwinden. Mehr und mehr wird die comparative Zoologie darnach trachten müssen, die Zugehörigen zu den fossilen Leberbleibern vergangener Thiergeschlechter mit den allfällig noch vorhandenen Vertretern ihres Geschlechtes zu natürlichen, bestimmt abgegrenzten Thiergruppen zu vereinigen, anstatt dieselben künstlich an andere Gruppen recenter Formen anzulehnen, wodurch sie in Wirklichkeit mehr aus dem natürlichen System ausgeschlossen, als in ihm eingereiht werden. — Matschie möchte jetzt schon die *Ovibovinae* eher mit dem Gnu Afrikas und der Gnuziege Asiens zu einer Gruppe vereinigen, anstatt sie, wie bisher üblich, zwischen Schaf und Rind eingezwängt sehen, ein Vorgehen, das zum Beweise seiner Berechtigung selbstredend noch weiterer bezüglicher Forschungen bedürftig. Hingegen darf wohl die Ansicht als begründet erscheinen, daß das Gnu keine Antilope und die Gnuziege keine Ziege s. g. ist, während beide manchen Anichluß an *Ovibos* besitzen; sowie, daß die Tundra-Fauna (*Ovibos*) und die Steppen-Fauna (Gnu und Gnuziege), geologisch betrachtet, nahe beieinander stehen und auf alte Herkunft ihrer Vertreter zurückweisen.

Auffallenberweise sind bis jetzt fossile Funde der alten *Ovibos*-Form (*O. cavifrons*) nur aus obigen nordamerikanischen Staaten bekannt, während angesichts des enorm ausgedehnten Fundgebietes fossiler Reste der recenter Art und

des auch jetzt noch verhältnißmäßig großen Wohngebietes derselben kaum anzunehmen ist, daß erstere nur jenes sehr begrenzte Gebiet vor und mit *Ovibos moschatus* bewohnt habe. Ausgrabungen von Knochen unseres Moschusochsen aus dem Diluvium beweisen, daß derselbe in jener Erdperiode nicht nur über Nordamerika und das nördliche Asien, sondern auch über Nord- und Mitteleuropa (Rußland, Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich) verbreitet war und daß er stellenweise (Dordogne) selbst bis zu 45° in Deutschland bis zu 48° n. B. herabging; doch gehören diese Funde überall zu den seltenen.

Für das ehemalige Vorkommen des Moschusochsen in der Schweiz lagen trotz den bekannten Ausgrabungen der Reste des wollhaarigen Mammuth und Nashorns u. s. w. keine Beweise vor bis zur Zeit der Exploration der Höhlen am „Schweizersbild“ bei Schaffhausen und des „Kehlerloches“ bei Thayingen (anno 1874) durch Merk, die durch ihre quantitativ und qualitativ gleich bedeutenden und bedeutungsvollen Resultate außerordentliches Aufsehen bei der ganzen wissenschaftlichen Welt erregte. Am „Schweizersbild“, dessen erste menschliche Bewohner nach Dr. Nüesch's Forschungen schon der ersten Zeit der Renithierperiode angehörten, wurde bis jetzt von *Ovibos* nichts, vom Mammuth nur kleine Stücke fossilen Elfenbeins und sein in eine Kalksteinplatte eingeringte Bild gefunden. Dagegen gewinnt das „Schweizersbild“ dadurch umso mehr an Interesse, daß man dort fünf zeitlich aufeinanderfolgende Thierwelten nachgewiesen hat, nämlich eine Tundra- und eine Steppenfauna, die Uebergangsf fauna von Steppe zu Wald, die Waldfauna der Pfahlbauer, endlich die Hausthierfauna, vertreten durch 110 Species, darunter eine artenreiche Mikrofauna. Die Artefacte der prähistorischen Niederlassung am „Schweizersbild“, verglichen mit denen des „Kehlerloches“ deuten auf einen äußerst primitiven Zustand der Kultur jener armen Troglodyten hin. Zu jener hügeligen, sterilen Gegend hatten dieselben wohl vollauf mit der Beschaffung der täglichen Bedürfnisse zu thun und mußten zeitweise ihre Zuflucht zu den kleinen und kleinsten Thieren nehmen (Nüesch). Auch im „Kehlerloch“, dessen erste Bewohner, der relativen Vollkommenheit ihrer Artefacte nach zu schließen, der Blütezeit der Kultur der Renithierperiode angehört haben, fand Merk noch keine fossilen *Ovibos*-Reste; wohl aber machte er hier schon 1874 den interessanten, wegweisenden Fund eines durch Rüttmeyer als solchen erkannten, künstlich geschnitzten *Ovibos*-Kopfes (vide Zeitschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft; 1877, Nr. 9, pag. 121, woselbst derselbe auf Tafel III, 2 und 2a abgebildet ist). Rüttmeyer beschrieb diese Skulptur auch zuerst im Archiv für Anthropologie, Band VII, pag. 127 und sagt dort: „Unter den noch lebenden Parallelen von Gliedern der Thayingner („Kehlerloch“)-Fauna gehören zu den circumpolaren Thieren: Renthier, Moschusochse, Eisfuchs und Vielfaß. Gerade vom Moschusochsen, einem der merkwürdigsten der ganzen Gesellschaft, ließen sich nun freilich in den Knochen-vorräthen des „Kehlerloches“ keine Ueberreste auffinden. Das Zeugniß für seine Zugehörigkeit zur

Fauna der Thayingnerhöhle beruht nur auf einem Artefact von eigenthümlicher Beschaffenheit, nämlich einer allem Anschein nach aus Renthierknochen geschnitzten Statuette, die für sich selbst redet. Glücklicherweise ist von derselben wenigstens der Kopf erhalten geblieben, der vor allem aus sagt, daß die Schnitzerei ein Rind darstellen soll mit an der Basis sehr breiten, über das Profil des Kopfes hinausragenden Hörnern, die sich von ihrer Wurzel an rasch abwärts und nach vorn wenden. — Bei einem Kunstwerk von vollkommen unbefangener Hand würde sich auch mit Beziehung der übrigen Merkmale (Stellung des Kopfes, Ohres, Andeutung starker Behaarung u. s. w.), noch keine Beziehung zu einem bestimmten Thierotypus ableiten lassen. Bildnern aber, welche die übrigen mitgetheilten Thierzeichnungen entworfen haben, thäte man großes Unrecht, wenn man ein offenbar mit Sorgfalt ausgeführtes Kunstwerk so leichtfertig beurtheilen wollte. Unter den zahlreichen Zeichnungen von Thayingen ist keine, zu der nicht, wenn sie nicht gar zu defect sind, das Vorbild sich von selbst aufdrängt; und auf dem vorliegenden Schnitzwerk ist das Vorbild sogar nicht einmal auf beiden Seiten gleichmäßig nachgeahmt. Man darf also nicht zweifeln, daß die Hand des Bildners durch eine sehr bestimmte Vorstellung geleitet wurde, der er mit Freiheit folgte. Wir dürfen ihm zumuthen, daß er darstellen wollte, was uns das Bild beim ersten Anblick ankündigt. Endlich verliert ja, so überraschend es sein mußte, in Thayingen auf den Moschusochsen zu stoßen, diese Begegnung an Absonderlichkeit, wenn wir ihn in der nämlichen Begleitung finden, die ihn zum Theil noch heute an seinem Wohnort umgibt.“ — Dieser geschnitzte Moschusochsenkopf befindet sich laut Mittheilung von Herrn Dr. Nüesch im Rosgarten-Museum zu Konstanz, Herr Dr. Nüesch, der ebenso unermüdete, als erfolgreiche Erforscher der Höhlen am „Schweizersbild“ und bei Thayingen, war außerdem im Anschluß an obiges so freundlich, mir jetzt schon brieflich, vorgängig einer eingehenderen, größeren Publikation über seine neuen Grabungen und Funde im „Kehlerloch“, Folgendes, den Moschusochsen betreffend, mitzutheilen, wofür ich ihm anmit den besten Dank abstatte: „Die Zahl der Arten der circumpolaren Thiere, in deren Begleitung der Moschusochse beim „Kehlerloch“ lebte, ist durch die Ausgrabungen am „Schweizersbild“ noch bedeutend vermehrt worden, namentlich durch die Auffindung des Halsbandlemmings und der übrigen kleinen nordischen Mager. Von den vierzehn Charakterthierarten der Tundra (aus der Zahl der Säugethiere) sind nicht weniger als zehn und zwar die in erster Linie charakteristischen, aufgefunden worden. Dazu kommt aber noch, daß ich bei meinen im Herbst 1899 gemachten Grabungen im Innern des „Kehlerloches“ und im Schutthügel vor demselben nun auch Knochen vom Moschusochsen gefunden habe! Wir besitzen also jetzt nicht mehr nur das geschnitzte Bild dieses Thieres, sondern auch Ueberreste seines Skelettes aus der paläolithischen Periode des „Kehlerloches“. Die sämtlichen Charakterthiere der nordischen circumpolaren Thierarten lebten nach der letzten Vergleichen

der Alpen bei dem „Schweizersbild“ und auf der Ebene des Hegaus östlich vom „Keflerloch“. — Das ist wohl der erste Fund in der Schweiz, so viel mir bekannt. Hingegen sind schon 1873 im Donauthal, im Steinbruche bei Vangenbrunn in der Nähe von Donaueschingen Ueberreste des *Ovibos moschatus* gefunden worden, nämlich zwei Schädelstücke und Hufphalangen von diesem Thiere. Das größere Schädelstück ist ein Theil des Schädelbaches mit den Ansätzen der seitlich abwärts gekrümmten Hornzapfen (vide „Archiv für Anthropologie“, Band X, pag. 400).“

Außer dem für das ehemalige Vorkommen des *Moschusochsen* wenigstens bis in den nördlichsten ebenen Theil der Schweiz nun in natura erbrachten Beweis und dem nun ebenfalls gelieferten Nachweis des Zusammenlebens des Menschen der paläolithischen Periode mit *Ovibos* überhaupt und bei uns speciell, waren die neuesten Funde von Dr. Müesch im „Keflerloch“ auch an sagenden, schneidenden, bohrenden und hauenden Instrumenten jener Troglobyten außerordentlich reich. — Knochen des Mammuth wurden massenhaft ausgegraben, besonders aus dem vorher nur oberflächlich angeschnittenen Schuttkegel am Eingange der Höhle; ebenso lieferte eine erst in drei Meter Tiefe aufgedeckte Feuerstätte mit Asche und Kohle eine Menge angebrannter und calcinierter Knochen des gleichen Thieres. Unter den zahlreichen und zum Theil sehr fein ausgearbeiteten, oft mit Strichornamenten versehenen Schmuckgegenständen, die dem Höhlenboden selbst entnommen wurden, befand sich auf einer sehr bröckeligen Gesteinsplatte auch eine seltene Zeichnung, das Gesicht eines Menschen jener weitentlegenen Zeit, von vorne gesehen. Die Scheitelhaare sind auf- und nach rückwärts gerichtet, die Augenhöhlen und Nasenlöcher vertieft angedeutet, Schnurr- und Backenbart lang herabhängend.

Die Durchforschung der beiden anthropologisch und paläozoologisch wie kulturhistorisch gleich hochwichtigen primitiven Wohnstätten zweier längst untergegangenen Menschengeschlechter in unserer nächsten Nähe hat uns also bereits darüber belehrt, daß auch der *Moschusochse* einmal diese Gegend durchwanderte. Wir wissen nun ferner, daß er dabei nicht nur der Zeitgenosse einer Thierwelt war, die sammt ihm bei uns längst wieder verschwunden ist, sondern auch der Zeitgenosse des Menschen, der, obgleich mit primitiven Waffen ausgerüstet, außer dem Mammuth, Renthier, Eisbär und Bisons, auch ihm, seines Wildbrets und des warmen Pelzes wegen, dem Erfolg nachstellte, wie sich dies schon nach dem Funde der bezüglichen Skulptur ahnen ließ. Und seit neuestem ist uns sogar bekannt, wie wir uns diesen Jägersmann vorzustellen haben, ohne dabei wie früher der Phantasie freien Lauf lassen zu müssen. — Die wissenschaftliche Welt darf deshalb den weiteren Veröffentlichungen des Herrn Dr. Müesch über seine neuesten Grabungsergebnisse mit hohem Interesse entgegensehen.

Von fossilen Funden des *Moschusochsen* in der Schweiz südlich vom Rhein ist meines Wissens nichts bekannt, wohl aber von solchen seiner Zeitgenossen, des Mammuths und des Nashorns.

Im Allgemeinen kann als vereinigte südliche Grenze des Verbreitungsgebietes von *Ovibos moschatus* die südliche Grenzlinie des nördlichen Inlandeisgebietes betrachtet werden, das während der Diluvialzeit nur in Europa allein $2\frac{1}{2}$ Millionen Quadratmeilen Land bedeckte und an dessen Rand überall der breite Gürtel der Tundra mit der ihr eigenthümlichen zwerghaften Vegetation sich hinzog. Wirkliches Inlandeis, grimmige Kälte, die Tundra und ihre Pflanzenwelt bildeten von jeher die Lebensbedingungen des *Moschusochsen*. Sie sind es auch für ihn weit mehr als für seinen treuen Gefährten, das Renthier, welches jetzt noch mit ihm wandert, Freud' und Leid des Lebens in Nacht und Eis mit ihm theilt. Für den ersteren kam die Zeit des allmähigen Verschwindens aus Europa und den südlich vom Polarkreis liegenden Zonen überhaupt mit dem Ende der letzten Eisperiode, mit dem allmähigen nordwärts Zurücktreten des Inlandeises und der Tundren unter dem Einflusse zunehmender Wärme. Weit länger als der *Moschusochse* lebte das Renthier unter mittleren Breitengraden, reichte in Menge bis in unsere Gegend herab, wich später nicht so weit wie jener nach Norden zurück, scheint ihm aber jetzt auch nicht bis in seine nördlichsten Wohnplätze folgen zu können. Selbst dieses ebenfalls recht rauh gewöhnte, im übrigen die Lebensweise mit dem *Moschusochsen* theilende, wetterharte Thier vermag in jenen fürchterlich kalten Gegenden seine Existenz nicht mehr zu finden, wo der *Moschusochse* vermöge der enorm starken Behaarung, einer uns fast unbegreiflich erscheinenden Widerstandskraft gegen die niedrigen Temperaturen und der äußersten Genügsamkeit mit der denkbar dürftigsten Nahrung nicht nur noch leben kann, sondern sich einzig wohlbe findet und gedeiht. Diese eigenthümlichen Lebensbedingungen, die für die meisten höher organisierten Lebewesen den raschen Tod durch Erfrieren oder Verhungern bedeuten würden, und die den *Moschusochsen* so recht als geborenen Genossen der Land- und Seefäuger des Polarkreises charakterisiren, beschleunigten ohne Zweifel sein Verschwinden aus den gemäßigten Zonen, demjenigen mancher anderer Thiere der Vorzeit gegenüber, ganz bedeutend.

Das gegenwärtige Verbreitungsgebiet erscheint, verglichen mit dem früher innegehabten, eng begrenzt, ist aber in Wirklichkeit noch ein sehr ausgedehntes. Für den Menschen ist es durch sein Klima und seine Sterilität unbenutzbar, mit Ausnahme der Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke und der Ausbeutung seiner Thierwelt. Es beschränkt sich ausschließlich auf einen Theil der arktischen Zone der westlichen Hemisphäre, nämlich auf die nördlichsten Länder des nordamerikanischen Continents, sowie auf Grönland und die Inselwelt zwischen und nördlich von diesen Ländern. Nach Süden reicht es nirgends mehr unter den $60.^\circ$ n. B. herab und selbst so weit nur an einzelnen Stellen während der herbstlichen Wanderzüge nach Nahrung. Nach Norden hingegen zieht es sich, so viel bis jetzt bekannt, wenigstens bis zum $82.^\circ$ — $83.^\circ$ hinauf, geht also südlich bis zur nördlichen Grenze des hoch-

stämmigen Baumwuchses; nördlich verliert es sich in den unerforschten Regionen des ewigen, eifigen Todes. In Grönland, das neuesten wieder als Insel erklärt wird, und von dem bis jetzt, abgesehen von den Küstenstrichen, nur die südlichen 40.000 Quadratmeilen einigermaßen erforscht sind, traf man den Moschusochsen erst nordwärts ungefähr von 74° an überall, wo der Mensch überhaupt hingelangen konnte; dort hat ihn auch Peyer, gelegentlich der deutschen Nordpol-Expedition 1869—70, zuerst aufgefunden und erbeutet.

Umschreiben wir das derzeitige Wohngebiet etwas genauer und beginnen an der Ostküste Grönlands bei der Gruppe der Clavering-, Kuhn- und Sabine-Inseln. Seine südliche Grenzlinie durchschneidet Grönland nach Norden aufsteigend beim südlichen Theil der Melville-Bay, geht mit 65° durch die Baffin- und Hudsons-Bay zu den Barrengrounds Canadas und senkt sich dort einmal bis 60° herab. Bald aber wendet sie sich, den großen Clavering- und Värensee durchschneidend, rasch bedeutend nordwärts zum unteren Lauf des Mackenzie-River und diesem folgend, zum Mackenzie-Delta. Nach manchen bezüglichen Angaben reicht sie jedoch westlich über den Mackenzie-River bis nach Alaska hinüber. Von dort zieht sich die Grenzlinie über die Nordküste von Banksland, Prinz Patrick, die Parry-Inseln und Grinnelland zum 82.—83.° und vielleicht noch höher hinauf, um durch Peeryland im Norden Grönlands, seiner Ostküste entlang, wieder zur Kuhn = Sabine = Clavering = Inselgruppe, welche letztere Gegend unser Museums-exemplar entstammt, herabzusteigen.

Besonders häufig wurde der Moschusochse auf der letztgenannten Inselgruppe beobachtet, deren wenigstens zeitweiser Zusammenhang mit dem grönländischen Festland angenommen werden muß. Es hält aber, wie mir mein Freund Peyer wiederholt mündlich bemerkte, außerordentlich schwer, in solchen Gegenden Festland von Inselwelt zu unterscheiden, namentlich auch, der stets wechselnden Bereisung des Küstengebietes und des oft mehrere geographische Meilen breiten Treibeisgürtels wegen, untrügliche Kartenaufnahmen zu erstellen. Nansen that deshalb Peyer wohl Unrecht, als er ihn, zwar andere Küstengebiete betreffend, wegen der Unzuverlässigkeit seiner Kartenaufnahmen angriff.

Ueber das ganze innerhalb obiger Peripherie gelegene Festland sammt Inseln ist der Moschusochse heute noch, wenn zwar nicht überall und nur zeitweise, in einzelnen Herden zerstreut, anzutreffen. Im Nordwesten Grönlands wurde er erst in den Achtzigerjahren aufgefunden. Mein Freund Nansen begegnete ihm auf seiner kühnen Schneeschuhreise quer durch Grönland nicht, weil sie sich, bei nur 64—65°, hiesfür viel zu weit südlich vollzog; und auf seiner Reise zum Nordpol konnte er seine Wege nicht kreuzen, weil er heutzutage auf der östlichen Halbkugel gänzlich fehlt, während jene Expedition sich ausschließlich auf ihr bewegte. — Wenn die Ansicht richtig ist, daß Grönland auch im Norden einen eisfreien Küstengürtel besitzt, so darf wohl daraus geschlossen werden, daß der Moschusochse vom Festland

Nordamerikas über die Inseln des arktischen Archipels nach Grönland eingewandert ist; und wenn auch die weitere Hypothese begründet sein sollte, daß Grönland erst durch die einstige Ablenkung des Golfstromes zu dem jetzigen enormen Inlandeiskoloß zusammenfro, so ließe sich als sehr wahrscheinlich annehmen, daß sich seine Einwanderung erst nach erfolgter Umwandlung der Insel vollzog.

Schon viel länger als in Grönland ist der Moschusochse als Bewohner des Nordens von Nordamerika bekannt; und es wäre bei der ungeheuren Entfernung der beiden Endpunkte seines Verbreitungsgebietes nicht eben verwunderlich, wenn sich allmählig, wie behauptet wird, zwei geographische Varietäten im Westen und Osten desselben gebildet hätten. Allerdings kann man diese Ansicht nur gelten lassen, wenn sich der Unterschied nicht nur, wie es der Fall zu sein scheint, auf Abweichungen in der Färbung der Behaarung, d. h. auf das denkbar mindestwerthige Merkmal beschränkt. Zu einer definitiven Lösung der ange deuteten Frage dürfte übrigens selbst das reiche Material, welches die letzten bedauerlichen Schlächtereien in Grönland und Canada geliefert haben, noch nicht genügen, und es ist in erster Linie noch eine genaue Vergleichung vieler zu verschiedenen Jahreszeiten erbeuteter Exemplare beider Geschlechter und aller Altersstufen nöthig.

Der ausnehmend große, in prächtigster Behaarung stehende, männliche, sehr gut aufgestellte Moschusochse, den unser St. Gallisches Museum als dessen werthvollste Zierde besitzt und unser Bild wiedergibt, wurde Mitte August 1899 durch norwegische Jangschiffer an der Ostküste Grönlands mit nicht weniger als 139 weiteren Exemplaren beider Geschlechter erlegt. Leider hatten es die betreffenden, nur an Kobbenfisch und Walfischfang gewöhnten Jäger versäumt, für diesen Ausnahmefall einen sachkundigen Mann auf ihren Jagdzug mitzunehmen, in kurzfristig-speculativer Absicht ausziehend, wie gewöhnlich so auch diesmal nur möglichst viel Beute nach Hause zu bringen. So kam es, daß die Opfer dieses „Beutezuges“ an Ort und Stelle nur sehr oberflächlich abgehäutet, die Schädel und Fußknochen aber in der Hute belassen, die Helle in Salz gelegt und später auch so von Tromsö aus in alle Welt verhandelt wurden. Nur meiner rechtzeitigen telegraphischen Verwendung bei einem Freund in Trondheim war es zu verdanken, daß dort mit unserem und einigen anderen Exemplaren nach deren Ankunft nicht ebenso verderblich verfahren wurde wie in Tromsö, so daß dieselben in tadellosem Zustande zur Aufstellung gelangten, während viele dieser werthvollen Objecte durch obige Fehler entweder ganz zu Grunde gingen, oder doch nur mangelhafte Präparate zu erstellen erlaubten, zum großen Verdruß und pecuniären Nachtheil der betreffenden Museen und privaten Käufer.

Daß es die norwegischen Schiffer bei der Erlegung, Beforgung und Verfrachtung ihrer großen Beute allerdings eilig gehabt haben, geht aus einem Briefe hervor, der sich auf unser Exemplar bezieht: „Die größte Gefahr, der die

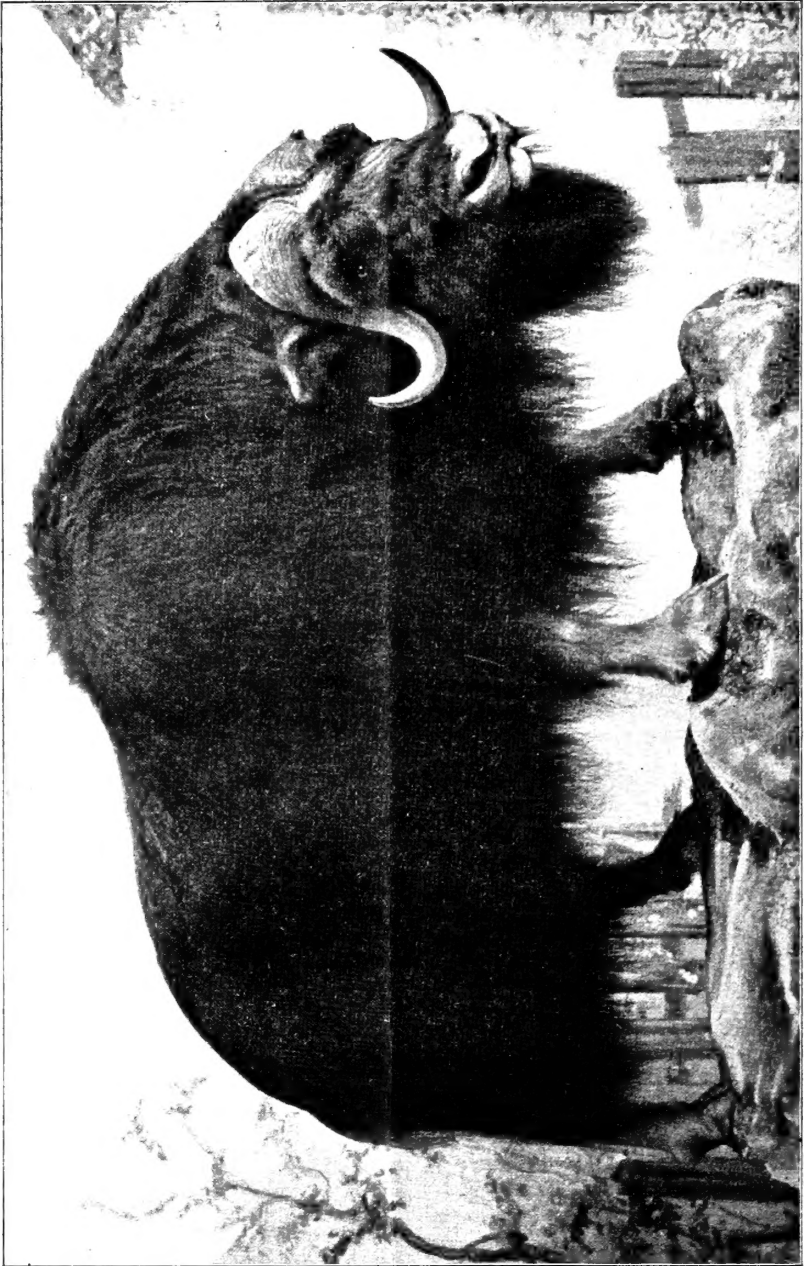
Fangschiffer hier (Dji-Grönland) ausgefetzt waren, bildete die mögliche Zermalnung der Schiffe durch das Eis. Die Hauptlache war deshalb, sie in gutem Zustande zu erhalten. Und wenn ich Ihnen sage, daß diese kleinen Segler von 50—60 Tons Displacement, um an die Küste zu gelangen, einen Treibeisgürtel von 5—10 geographischen Meilen Breite auf der Hin- wie auf der Rückreise zu bewältigen hatten, so werden Sie leicht begreifen, daß die Jäger sich bei der Niederlegung der 140 Stücke und dem Fange zweier Kälber ziemlich beeilten. Wären die Schiffe zermalmt worden, so wäre den Leuten nichts übrig geblieben, als sich mit den Booten nach dem Süden durchzuschlagen; aber vom 75.° n. B. bis zur Südspitze Grönlands (Cap Farewell) auf 60°, das ist ein ziemlich langer Weg für Boote, die nur 25—30' lang sind. Und auch, wenn die ebenso kostbare wie schwere Beute schließlich liegen gelassen worden wäre, um das Leben zu retten, so wäre der Ausgang des Jagdzuges hinsichtlich des Lebens der Mannschaften immer noch fraglich gewesen. — Einem Briefe aus Friedrichsthal, im Südwesten Grönlands, entnehme ich abschließend Folgendes: „Ich habe in den einundzwanzig Jahren meines hiesigen Wohnens noch keinen Moschusochsen gesehen, auch noch nie gehört, daß die Grönländer meiner Bekanntschaft einen solchen gesehen hätten. Die Jagd auf diese Thiere ist hier ganz unbekannt. Wenigstens im südlichen Theile von Westgrönland gibt es keine. Die Südküste wird aber von hiesigen Leuten gar nicht besucht, obwohl wir von hier aus scheinbar gar nicht weit dahin hätten; denn gewöhnlich ist dieselbe durch Treibeis verperrt und unsere hiesigen Jäger fänden dort auch nichts anderes als hier, nämlich Eisfische, Eishafen und Schneehühner, sowie als große Beutesüde Eisbären. Die Landjagd wird hier überhaupt nicht betrieben, außer einmal wenn der Seehundsfang mißglückt. Etwa 50—60 deutliche Meilen nördlicher als hier kommt noch das Renntier dazu. An der Ostküste hingegen gibt es viele Moschusochsen in Herden; doch sind dieselben für uns unerreichbar, weil weit oben im Norden. Die Bewohner der Ostküste, etwa 100 Meilen nördlicher denn wir, kommen öfter in Handelsangelegenheiten hierher, zu welcher Reise sie der jeweiligen Eisverhältnisse wegen schon manchmal zwei Jahre gebraucht haben. Doch auch diese Menschen haben nie einen Moschusochsen gesehen; denn soweit der dänische Handel reicht und Europäer wohnen, kommt der Moschusochse nicht vor.“

Die äußere Erscheinung unseres Museums-exemplars macht in erster Linie den Eindruck eines geringsten Hauptes auf sehr kurzen Extremitäten stehenden, äußerst kräftig gebauten, reich behaarten, schwanzlosen, büffelartigen Thieres mit bedeutend verstärktem Gnu- oder abgeschwächtem Kafferbüffelgehörn. An Größe und Färbung steht es dem Bison nahe. Den nämlichen Eindruck scheint der Moschusochse, lebend in der Freiheit gesehen, auch auf einen sehr gebildeten Jäger bei dessen Jagden auf diese Thierart in den Barren-grounds gemacht zu haben; insolge dessen titulierte er ihn auch stets einfach Büffel, selbstredend ohne ihn mit einem solchen zu verwechseln. Wie jeder

andere Moschusochse und wie allgemein gebräuchlich, könnte auch unser Exemplar als auffallend langes Thier bezeichnet werden. Indessen lehrt eine etwas kritischere Betrachtung, daß die scheinbar übergroße Länge nur auf der auffallenden, wirklichen Kürze der Extremitäten beruht, auf denen der wohl proportionirte Kopf mit dem starken Gehörn, der äußerst kräftige Hals und der mächtige Kumpf aufgebaut sind, und es würde wohl ein anderes ähnliches, auf höheren Beinen stehendes Thier, auf die kurzen des Moschusochsen gestellt, den nämlichen ungewohnten Anblick darbieten. — Etwas Schafartiges ist, mit Ausnahme des Gebisses, den sichtbar tiefen Augengruben und den stark abgestumpften kurzen Klauen, für mich an der äußeren Erscheinung nicht auffindbar; ebensowenig scheint mir dieser wohlgeformte Kolob mit Recht „der Zwerg unter den Rindern“ genannt zu werden. — Am Kopfe fällt der im Verhältniß zum Unterkiefer sehr stark entwickelte obere Schnauzenthail mit der breiten Ruffel auf, ferner das unter starken Augenbogen und über tiefen Augengruben eingebettete, kleine, dunkle Auge, welches hieby durch einen unheimlichen, drohenden Ausdruck erhält. — Das zwischen beiden Hornscheiden eine tiefe, aber nur 1½ cm breite Furche freilassende Gehörn überdeckt mit seinen wulstigen, breiten Wurzeln beinahe den ganzen Stirntheil des Schädels und ist im Wurzeltheile folbig aufgetrieben. Es legt sich, noch breit bleibend, leicht nach hinten, krümmt sich dann, an Rundung zunehmend, rasch nach unten, verläuft enge an den Schädel angepreßt direct abwärts, wendet sich nun im rechten Winkel von ihm nach außen ab, kommt schließlich, rund und glatt geworden, in kurzem Bogen wieder nach vorn und endet, in scharfe Spitzen auslaufend, nach oben. Bei so alten, starken Bullen wie der unierige erreicht das Gehörn eine Länge von 70—80 cm. Dasjenige der Kuh ist dem des Bullen durchaus ähnlich, doch bedeutend schwächer entwickelt. — Das spitzige Ohr ist allerdings klein, doch nicht so sehr, wie es dies wegen seiner starken Behaarung und derjenigen seiner Umgebung zu sein scheint. — Die Behaarung des Gesichtes, verhältnißmäßig kurz und an der Schnauze sogar sehr kurz, geht nach hinten in die krause, wollige der Stirn- und Ohrengegend über, nach unten in die Kehlmähne. Eine überaus dicke, mächtige Wollmasse bedeckt Nacken und Hals, sowie namentlich die Partie der ersten Brustwirbel und läßt so eine durch die leicht verlängerten Dornfortsätze derselben anatomisch begründete Buckelanlage äußerlich bedeutender erscheinen, als sie es bei kurzer Behaarung wäre. Hingegen handelt es sich hier nicht um die Neigung zu einem Fettbuckel. — Der Kumpf, im Brust- wie im Beckenthail wohlgestaltet und sehr breit und kräftig gebaut, scheint wegen der hochgethürmten Wollmasse in der Buckelgegend nach hinten etwas abfällig zu sein, steht aber im Skelett vorne und hinten ziemlich gleich hoch. Das Becken ist breit angelegt; der ganze Kumpf, die Behaarung weggedacht, leicht walzenförmig. Der Schwanz, auch am Skelett nur rudimentär vorhanden, verschwindet unter der in dieser Gegend besonders enormen Woll- und Graunbehaarung voll-

ständig und gibt dem ganzen von hinten betrachteten Thierbild einen breiten, eigenthümlich unvermittelten Abschluß. — Die starken, aber nicht plumpen, sehr kurzen vorderen und hinteren

und so für ihre ebenso wichtige als schwere Arbeit im Leben des Thieres geeignet gebildet. Hinterklauen ziemlich groß. — Einen prachtvollen, langen Haarmantel, nicht nur eine Mähne, hat



Extremitäten sind, außer dem Gesicht, wegen des Wühlens, beziehungsweise Scharrens nach Nahrung und des Bahnbrechens allein kurz behaart. Die Klauenschalen, nach vorne und innen stark abgerundet, sind sehr kurz, stark abfallend

die Natur dem großen Säuger, den sie für die Belebung des in ewigem Eise starrenden, in lange Nacht gehüllten nördlichsten Theiles der Erde bestimmte, vorsorglich noch über seine warme Wollkleidung geworfen, ohne den wohl selbst der

Moschusochse jene Gegend nicht bewohnen könnte, umsoweniger als ihm, dem reinen Pflanzenfresser, dort, wo er leben muß, doch nur eine dürftige Pflanzenwelt als Nahrung geboten wird. — So erbeutete die sogenannte Lady Franklin-Bay-Expedition unter Greeley's Leitung, schon anno 1881 bis über 83° n. B. gelangt, auf Grinnelland 3. B. an Landsäuern in jenen Breiten nur noch 2 Eisbären, 6 Wölfe, 32 Eisfüchse, 8 Hermeline, aber an Herbivoren 57 Eisbären und 103 Moschusochsen; vom Renthiere fand sie hingegen nur wenige Fährten, da es bereits südlicher gewandert war. — Der Mantel des Moschusochsen, aus langen, ziemlich feinen Grannenhaaren bestehend, beginnt gleich unterhalb der Schnauze, zieht sich, den Wangen folgend, zur Ohrgegend fort und verläuft nun über halber Höhe des Rumpfes demselben entlang nach der Schwanzgegend. Auch die vom Schwanzstummel herabfallende Behaarung gehört zum Mantel, der so das Thier allseitig umwakt und bis heinahe zum Boden herabhängt, Gesicht und Extremitäten für ihre Arbeit dennoch freilassend. Nach oben geht die Grannenbehaarung des Mantels allmählig in eine seidenweiche halb Grannen-, halb Wollebekleidung über; nur auf der Nackenhöhe und dem Buckel bleibt dieselbe rau und wollig. Die Färbung des Haarleides, an Extremitäten und Gesicht, namentlich in der Schnauzengegend weißlich, geht nach und nach in Braun und am Mantel in Schwarz über, um gegen den Hintertheil des Rumpfes wieder heller zu werden. Den hinteren Theil des Rückens ziert eine beiderseitig nach unten sich verlierende Schabrade von fast undurchdringlicher Dichtigkeit. Unter dem Mantel und der Oberwolle liegt außerdem ein außerordentlich reiches Grundwollenkleid.

Die Farbe des Gehörns, an der Wurzel hellbraun, geht allmählig in einen helleren, gelblicheren Ton über, während die Spitzen schwarz sind. Die nackten Theile der Schnauze schwarz, Klauen schwärzlich. Schnauzenbehaarung weißlich, Gesicht gegen die Stirne zunehmend dunkler grau mit weißlichen Haaren vermischt. Nacken und Hals sattbraun, nach unten dunkler, Vorderücken und obere Flantheile dunkler braun, gegen den Mantel hin schwärzlich, dieser selbst von der Kehlmähne bis zum Hintertheil des Rumpfes schwärzlich, glänzend, dort und bis zur Schwanzwurzel wieder heller werdend. Schabrade dunkel silbergrau. Extremitäten hellgrünlich-gelb, Klauen weißlich. — Die Länge unseres Exemplars, in der Stellung des Bildes gemessen, beträgt 210 cm; die Höhe am Buckel in senkrechter Linie 130 cm, an der Schwanzwurzel 90 cm. Diese Maße, mit den nämlichen der mir bekannten und anderwärts angegebenen verglichen, stellen unser Exemplar auch hinsichtlich der Größe in die vorderste Reihe. — Die Kuh ist wesentlich kleiner, in Farbe und Behaarung jedoch dem Bullen ähnlich.

Daß der Moschusochse in seiner Heimat, im Kampfe gegen den wüthenden Schneesturm, auf seinen Wanderungen durch den Morast der Tundren, im unermüdblichen Scharren und Wühlen nach Nahrung begriffen, im Haarwechsel stehend

oder in schlammiger Pfütze sich behaglich wälzend, nicht den schönen, sozusagen sonntäglichen Anblick unseres Museumsexemplars darbieten wird, erscheint sehr wahrscheinlich. Denken wir uns diese imposante dunkle Thiergestalt in ihrem rauhen Leben hineingestellt in die nur zeitweilig durch das in allen Farben aufflammende Nordlicht erhellte Polarnacht ihrer Heimat, wo sie gesenkten Hauptes vom Grat eines steilen Basaltfelsens in die endlose Eiswüste starrt, so ist es wohl begreiflich, daß die Europäer, bei ihrer ersten unerwarteten Begegnung mit dem seltsamen Geschöpfe von Furcht erfüllt, dasselbe wie eine unheildrohende Erscheinung anstauten. Nur zu bald gelangten sie jedoch zur Ueberzeugung, daß sie trotzdem nur ein ziemlich harmloses Wesen vor sich haben, das sehr zu seinem Nachtheil den Menschen für ein eben solches hielt, bis jene verhängnißvollen Verfolgungen begannen, welche wohl den Anfang des Endes seines uralten Geschlechtes bedeuten werden.

Die Lebensweise des Moschusochsen dürfte nach den gemachten Erhebungen, so weit sie bis jetzt bekannt ist, in dessen ganzem Wohngebiete so ziemlich die nämliche sein, entsprechend den dort überall nahezu gleichen klimatischen und Vegetationsverhältnissen. Gewöhnlich lebt er in Herden von 20—30 Stück, die aus jüngeren Bullen, Kühen und dem Nachwuchs der letzten Jahre bestehen und von einigen alten Bullen bewacht und geführt werden. Alte Einsiedler, die getrennt von der Herde, ihr eigenes Dasein führen, werden ebenfalls angetroffen und gelten als die einzigen dem Jäger gefährlich werdenden, oft unverwundet angreifenden Artvertreter. — Durch die Ungunst der heimatischen Verhältnisse zu beständigem Platzwechsel gezwungen, durchziehen diese Herden in unablässigem Suchen nach Schutz und Nahrung ihr Wohngebiet, jahraus jahrein. Namentlich mag ihnen das Leben während der auf Grinnelland vom 15. October bis 28. Februar dauernden Polarnacht schwer werden, und doch fand Greeley dort etwa 200 Stück vor. Im Sommer, wenn die Verhältnisse im höchsten Norden schon schwierig werden, beginnen die eigentlichen Wanderzüge nach erträglicheren, südlicheren Zonen, zu jener Zeit, wenn selbst die öde, morastige Tundra sich in ihrem bescheidenen Schmucke zeigt, sich mit einem mattgrünen Teppich aus Gräsern, Steinbrecharten, Moosen u. s. w. bedeckt und mit einem zwerghaften Urwald, bestehend aus Weiden und Birken von nur 10 cm Höhe und streichholzdicke Stämmchen, glänzen möchte, und die aufgethauten Binnengewässer in der Sonne schimmernd zum Bade einladen. — Diese regulären Wanderungen nach Süden und der dortige kurzdauernde Sommeraufenthalt mögen wohl die beste Zeit im Leben dieser Thiere bilden. Aber auch dann scheint der Moschusochse in Grönland, wo die Wanderung vom Norden her am Saume der Eisküste sich hinzieht und sich auch auf die vorgelagerte Inselwelt erstreckt, kaum unter 74° herabzukommen.

Die Wanderung des amerikanischen Moschusochsen unterscheidet sich von der des grönländischen insofern, als die erstere auf breiterer Basis in die Barrengrounds und dort stellenweise bis 60°

herab erfolgt. Auf diesen Wanderungen wird er stets von großen Herden seines Freundes, des Renthieres, begleitet. — Die Scheu dieser zwei arttischen Stromer vor dem Menschen ist dann so gering, daß sie die Leute und Zelte der deutlichen Nordpolexpedition oft unmittelbar umstanden, zwischen ihnen herumgingen und sich, wie die Eisbären Manens, vor der Erlegung noch schnell photographiren ließen. Die Nahrung des Moschusochsen besteht (wenigstens während der Zeit, in welcher derselbe beobachtet werden konnte), wie schon Parry nachwies, und wie dies durch die Nathurische Expedition von 1889 bestätigt wird, hauptsächlich aus der Zwergweide (*Salix arctica*), Dryas- und Steinbrecharten, die er mit Gehörn und Klauen oft tief aus dem Schnee herausgraben muß, wie sich bekanntlich auch das wilde Renthier seinen Moosbedarf durch das Ausscharren von Schneegräben verschafft, die seine eigene Höhe übersteigen können. Den Durst, berichtet Parry, löscht der Moschusochse mit Schnee; gerne wälzt er sich in Pfützen und versteckt sich mit einer Schlammdecke zum Schutze gegen die zahllosen Stechmücken, die seinen Genuß an der Sommerfrische wesentlich beeinträchtigen. — Der in das Frühjahr fallende Haarwechsel, d. h. die Erzeugung der schweren Winter-Grundwolle durch eine leichtere für den Sommer, verursacht ihm durch das Bestreben, sich der in großen Fetzen sich ausstoßenden Wollmassen zu entledigen, viel Scharren und Reiben an Felsstücken und Eisfanten. — Scheinbar schwerfällig und langsam, überrascht dieses interessante Thier, wie Peyer mir erzählte, aufs höchste durch die freiwillig oder unfreiwillig producirte große Beweglichkeit und Raschheit, sowohl beim Erklimmen äußerst steiler Felswände, wie auf der Flucht über Schnee- und Eisfelder. — Durch die Sommerweide wohl genährt, tritt nach Parry's Beobachtung der Moschusochse Ende August in die Brunst, die zu heftigen Kämpfen zwischen den alten Bullen führt. Ende Mai wirft die Kuh meist nur ein Kalb, seltener deren zwei, äußerst possirliche, bewegliche Geschöpfe, die sich, wie Peyer meldet, in ein dichtes Wollkleid gehüllt, lustig in Schnee und Eis tummeln und bei der wie Kuhmilch schmeckenden Milch des Mutterthieres rasch heranwachsen. Ein starker Bulle kann ein Gewicht von $3\frac{1}{2}$ Kilocentner erreichen und dann mehr als $1\frac{1}{2}$ Kilocentner Fleisch liefern, wodurch er für ausgehungerte Polarforscher und Eingeborene selbsttredend zu einem sehr willkommenen Beutestück wird. Der Geschmack des Wildbretts soll nach den einen Berichten dem des Renthieres, nach anderen dem des Rindfleisches ähnlich sein. Der starke Moschusgeruch haßte dem Bullen und dessen Fleisch nur während der Brunstzeit an, machte es dann aber ungenießbar; nach anderen Mittheilungen soll er dagegen während des ganzen Jahres andauern, und wieder andere Berichte melden sogar, daß er sich auf beide Geschlechter erbreite. Peyer sagt, daß ein starker Bulle während der Brunstzeit wohl auf dreihundert Schritte zu riechen sei. — Da bis jetzt kein drüsenartiges Organ, wie bei Wiber, Moschusthier, Stinkthier u. s. w., aufgefunden werden konnte, das als Quelle dieses Moschusgeruches zu betrachten wäre, ist wohl anzunehmen, daß es sich,

wie z. B. bei den Capra-Arten, nur um den Geruch des Sperma handelt, und daß derselbe auf die Kuh nur während kurzer Zeit übertragen wird.

Außer den Elementargewalten in ihren extremsten Ausprägungen ist dem Moschusochsen zunächst Nahrungsmangel gefährlich, in Grönland allenfalls auch der Eisbär, dessen er sich jedoch meist zu erwehren wisse, in Nordamerika der Wolf für die Kälber und von jeder der Eingeborene. Aber erst seit neuester Zeit ist auch ihm im Europäer nicht nur ein schlimmster Verfolger, sondern geradezu der Vernichter seines ganzen Geschlechtes erwachsen.

So begierig der Indianer nicht bloß nach dem werthvollen Pelzwerk, sondern namentlich auch nach den Fleischmassen dieses großen Wildes ist, in deren Genuß er förmlich zu schwelgen hofft, so besinnt er sich doch lange, bis er sich entschließt, ihm mit seinen Stammesgenossen und deren Weibern, versehen mit Schlitten, Rähnen und Zelten nach dem gefährdeten Norden entgegen zu ziehen; denn er ist sich wohl bewußt, daß die ganze Gesellschaft, wenn sie, in weiter Entfernung von ihrem festen Wohnsitz angelangt, in jener sonst durchaus nahrungslosen Eiswüste das heißersehnte Wild nicht findet, fast unfehlbar dem Hungertod verfallen ist. Nur das Erscheinen einer Renthierherde kann dann die Verzweifelnden noch retten, die sie aber auch gleich mit allem reichlich versieht, dessen die noch naturwüchsigge Rothhaut für ihr armeliges Dasein bedarf.

Einen solchen Jagdzug auf Moschusochsen schildert ein sehr gebildeter Oesterreicher in interessanter Weise und gibt dabei ein äußerst klares Bild nicht nur von dem Leben dieses Wildes, sowie der Hunderippen-Indianer, in deren Begleitung er denselben unternahm, sondern auch von der Trostlosigkeit der betreffenden Jagdgründe und den Gefahren, denen die rotthe Jagdgesellschaft während ihres Aufenthaltes in jenen hochnordlichen Gegenden ausgesetzt war. Er selbst theilte sich daran damals nur, weil er, an seinem Fortkommen verzweifelnd, verdrossen am Ufer des Madenzie-Niver stehend, zufällig von der Absicht jenes noch wenig von der Cultur beeinflussten Stammes, hoch nach den Barrengrounds hinauf auf Moschusochsen- und Renthierjagd auszugehen, Kenntniß erhielt. Aber nur nach langen Unterhandlungen wirkte er sich die Erlaubniß zur Theilnahme aus. Erst als auch bei dieser Expedition die Nothlage einen hohen Grad erreicht hatte, an ein Rückwärts ohne Beute, also ohne Nahrung, indeß nicht mehr zu denken war, wurde sie schließlich doch noch mit vollem Erfolge gekrönt, und zwar hatten die Indianer denselben hauptsächlich dem europäischen Gefährten und seiner Wüchse zu verdanken, welche sie zuerst kleingläubig bekrittelten, um sie nachher mit fast göttlicher Verehrung zu bewundern. Ich erinnere mich nicht, jemals eine Schilderung ähnlicher Art mit annähernd demselben Interesse gelesen zu haben, wie die genannte. — Im übrigen sind Moschusochsen-Jagdberichte meist nur von Polarreisenden bekannt. Sie stimmen sämmtlich darin miteinander überein, daß dieses Wild im allgemeinen harmloser Natur ist, fast ausnahmslos nur rein passiven Widerstand leistet und in Haufen bei-

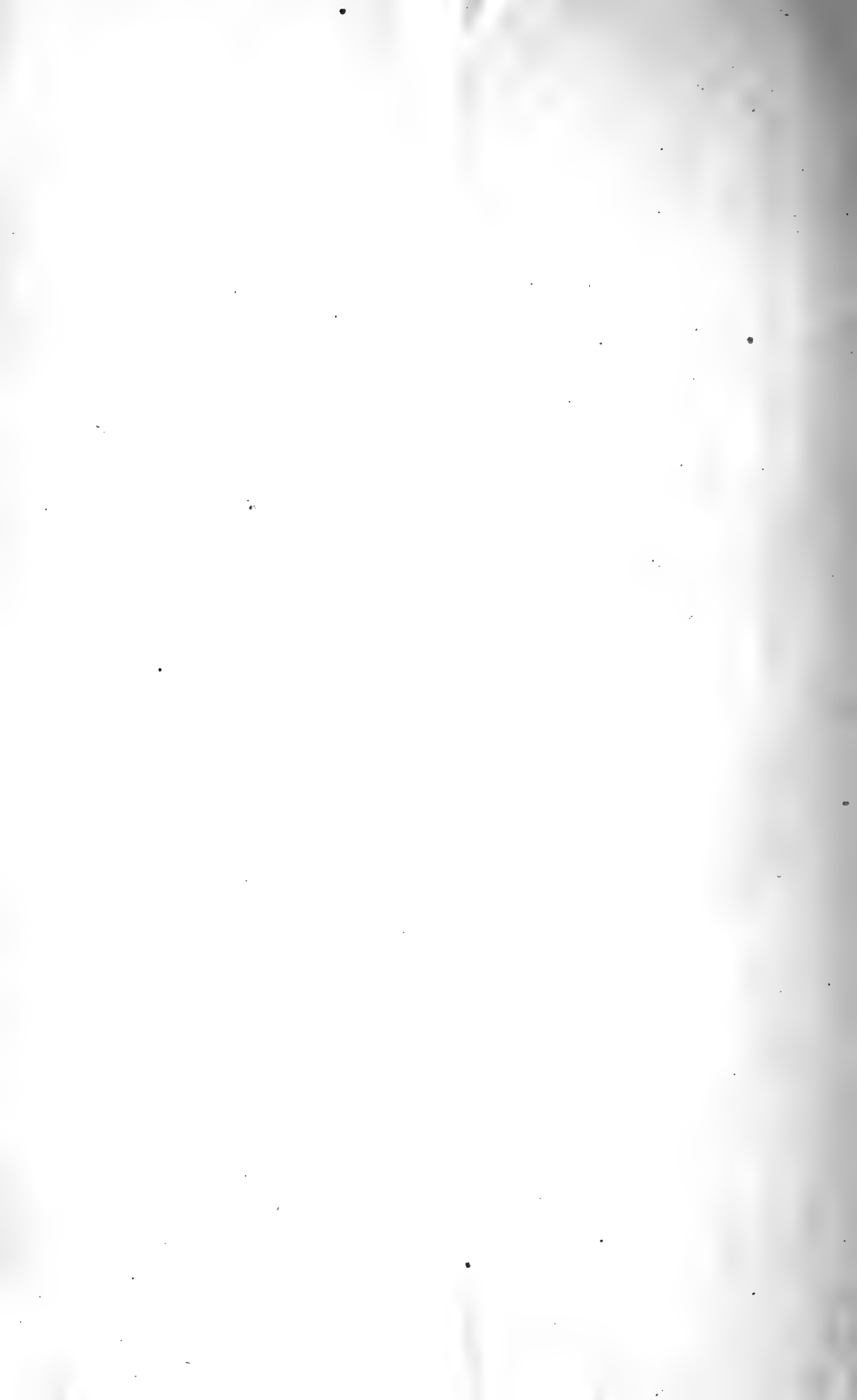
ammen stehend, sich so lange beschließen läßt, bis entweder die ganze Herde vertilgt, oder die Munition ausgegangen ist. Die bezüglichlichen Berichte der Nathurst'schen Expedition von 1899 stehen noch aus, und von ihren Resultaten ist noch manches Wissenswerthere und Werthvollere über den Moschusochsen zu erhoffen, als bloß über die Tödtung einer Anzahl derselben, so namentlich die Feststellung der Einreihung in das Thierstystem auf Grund der Untersuchung der mitgebrachten inneren Organe der erlegten Exemplare.

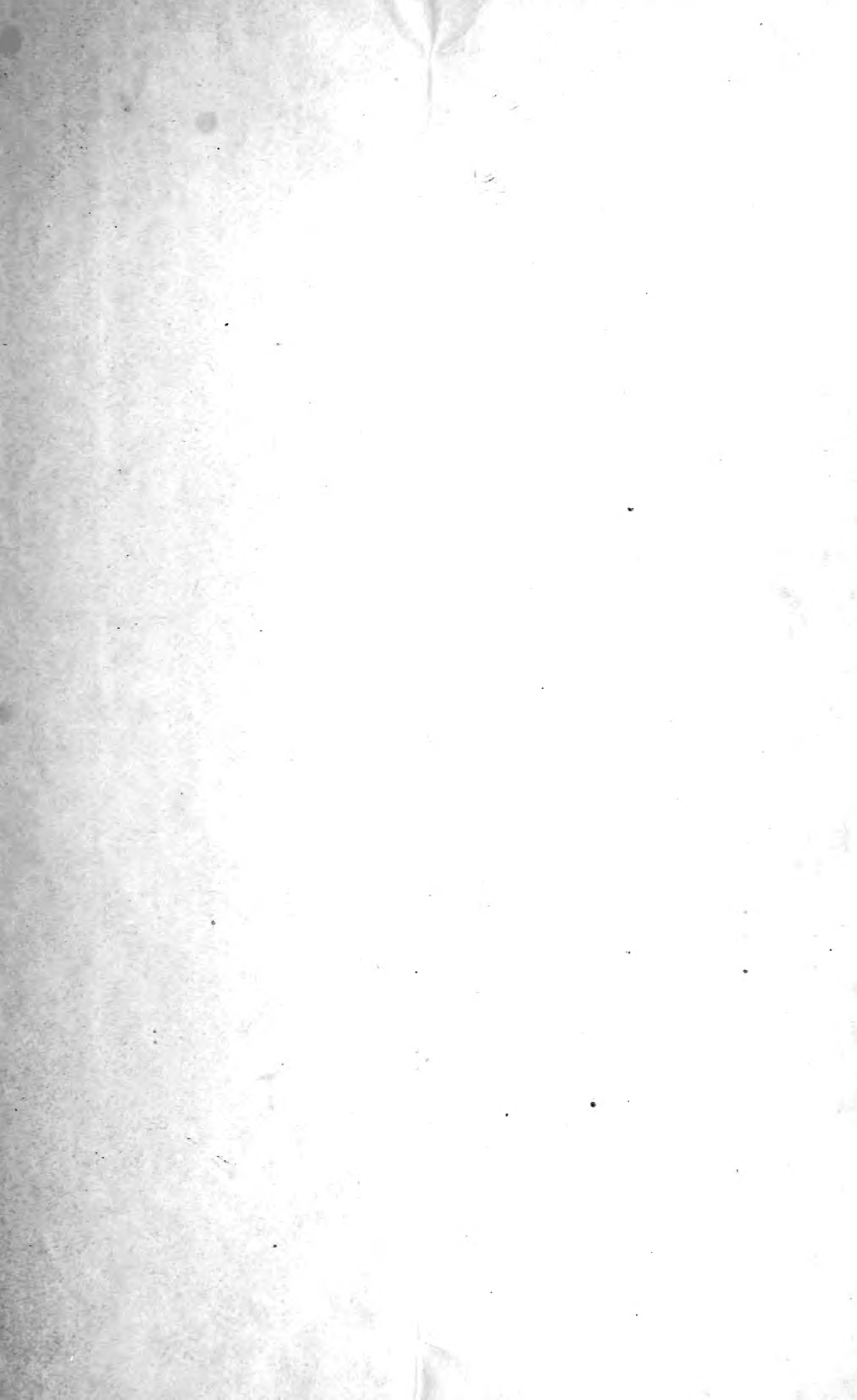
Ueber das Leben des Moschusochsen in der Pflege des Menschen läßt sich aus dem einfachen Grunde bis jetzt nichts Wesentliches sagen, weil diese Versuche noch im ersten Stadium sich befinden. — „Schon die Greely-Expedition fing vier Kälber ein, die nach Europa gebracht werden sollten, unterwegs sorgfältig gepflegt wurden, während der Polarnacht aber eingesperrt werden mußten und dadurch zu Grunde gingen, nachdem sie völlig zahm geworden waren und Alles (?) gefressen hatten.“ — So sagt der bezüglichliche Bericht. Seither brachten erst die norwegischen Fangschiffer 1899 wieder zwei Kälber glücklich von Ost-Grönland nach ihrer Heimat. Beide kamen in gutem Zustand in den Park des Duke of Bedford; allein schon im Mai l. J. ging das eine zu Grunde. Im laufenden Jahre sollen acht junge Thiere nach Europa gelangt sein, die man zum Theil zu Acclimatizationsversuchen in Lappland verwenden will. Mevius spricht sich jedoch eingangs des angeführten Artikels wohl mit Recht sehr skeptisch über den Erfolg aus und sagt: „Selbst schwedische Fachleute halten nicht einmal Lappland zur Acclimatization für geeignet, weil weder Klima noch Nahrung daselbst den Anforderungen des Moschusochsen entsprechen dürfte. Als Ueberbleibsel einer entschwundenen

Erdbperiode, in der er das Mammuth und das pelzbekleidete Nashorn zu Zeitgenossen hatte, dürfte er sich nur noch im höchsten Norden wohlfühlen. Indessen selbst dort ist er des Lebens nicht sicher; denn, abgesehen von Polarexpeditionen, dehnen neuerdings auch die norwegischen Fangschiffer ihre Reisen schon bis an die schwer zugängliche Küste Ostgrönlands aus; und Fangschiffer erlegen alles, was sie bekommen können.“

Eher als seines Lebens ist unter solchen Verhältnissen der Moschusochse allerdings seiner Ausrottung sicher, wenn dieselbe zwar auch, dank der zeitweilige lange dauernden Unnahbarkeit seiner Heimat, nicht so schnell erfolgen wird, wie es bei den vorhandenen Aussichten dazu ohne diesen Schutz von Seite der Natur möglich wäre. Aber es ist im höchsten Grade zu wünschen, daß es gelingen möchte, diesen hochinteressanten ehemaligen Genossen längst erloschener Thiergeschlechter noch vor seiner völligen Vertilgung in den Regionen der Mitternachtssonne an eine Existenz unter neuen Verhältnissen zu gewöhnen, die sich jedoch kaum annehmbar gestalten ließen, wenn die Versuche nicht wenigstens innerhalb der Südgrenze seines jetzigen Wohngebietes angestellt würden. Am ehesten, mit einiger Hoffnung auf Erfolg, könnte man sie vielleicht zuerst in den milderen Partien der Barrengrounds von Canada selbst ausführen, wo der Moschusochse freiwillig bis zum 60° herabkommt. Dort würde er noch sozusagen heimatlichen Boden unter den Füßen haben, heimatische Nahrung und erträgliche Wärmegrade finden, und es ließe sich den Versuchsthieren eine weite, unzuträgliche Reise am leichtesten ersparen. Dort einmal in mehreren Generationen acclimatizirt, würde er sich später eher, als wenn direct aus dem höchsten Norden unter allseitig unpassende Verhältnisse gebracht, noch weiter nach dem Süden versetzen lassen.











3 2044 107 348 260

M